

Eberhard Geisler (Mainz)

Josep Pla und Montaigne. Eine Skizze

1

Daß Josep Pla ein guter Kenner Montaignes und von dem großen Franzosen in Bann gezogen war, ist der Kritik nicht entgangen. In seiner berühmten Einleitung zu *El quadern gris* läßt Joan Fuster diese Rezeption als so offenkundig erscheinen, daß es sich für ihn erübrigt, sie näher zu thematisieren. „No calia dir-ho: Pla pertany a la família dels qui diem, de tant en tant, ‘el meu Montaigne...’“ (Pla, 1983: 29). Pla war überaus frankophil – als er 1920 für einige Monate als Korrespondent nach Paris geht, schreibt er seinem Freund Junoy: „Només li diré que tot lo que no és francès, em sembla que en definitiva té la partida perduda“ (Bonada, 1991: 31) – und eifriger Leser der französischen Literatur. Während seiner Barcelonenser Studentenzeit 1913–1919 entdeckt er die Bibliothek des Ateneu Barcelonès mit ihrem reichen Fundus an französischer Literatur für sich; in Paris kauft er bei Antiquariaten französische Klassiker ein. Montaigne kennengelernt hat er allem Anschein nach im Jahr 1917: auf dieses Jahr datiert er in einem handschriftlichen Eintrag zwei Bücher, die er nach seinen Angaben von einem gebildeten Arzt aus einem Nachbarort geschenkt bekommen hat: eine französische Ausgabe der *Essais* sowie deren spanische Übersetzung von Constantino Román i Salamero (Martinell, 1996: 77f.).

Nun ist es überaus schwierig, literarischen Einfluß konkret nachzuweisen. Zum einen ist der literarische Kosmos, der für Pla einflußreich gewesen ist und an seiner Herausbildung zum Schriftsteller mitgewirkt hat – Joan Fuster u.a. haben darauf hingewiesen – außerordentlich groß und erschwert den Nachweis einzelner einflußgebender Spuren. Stellvertretend für viele andere sei nur noch der Name Stendhal genannt, den Pla ebenfalls in jungen Jahren rezipiert hat. Zum andern besteht natürlich die Möglichkeit, daß das, was als Nachbarschaft erscheint, auf Wahlverwandschaft, nicht auf Einfluß beruht. Fest steht jedoch, daß es eine Reihe von Äußerungen gibt, in denen Pla Montaigne nicht nur größte Bewunderung zollt, sondern sogar auch offen den Einfluß eingesteht.

Josep Martinell, der dem Thema der Beziehung Plas zu Montaigne einen kurzen Text gewidmet hat, schreibt: „En fi, gosariem dir que Montaigne és un *maître à penser* per a Pla i que el filòsof i moralista hi és sempre present, encara que no el mencioni“ (Martinell, 1996: 79). Einer Notiz Plas zufolge ist es nichts Geringeres als die Gesamtheit seines philosophischen Wissens – hier sind insbesondere die skeptizistischen Anschauungen zu nennen – und die Hilfestellung bei der Urteilsfindung, die er von Montaigne bezogen hat. Nachdem er noch seine Liebe zu Montesquieu dokumentiert hat, konstatiert er (Pla, 2001b: 46f.):

He estat afeccionat des de molt jove a llegir els autors de la literatura francesa. N'he llegits un nombre considerable i rellegits una gran quantitat. Montesquieu no m'ha cansat mai. Montaigne, encara menys. Hi he après tot el que sé – ben poca cosa, però sense la seva lectura no sabia absolutament res, ni podria valorar res.

(Obwohl die Sprache des 16. Jahrhunderts Pla offenbar den Zugang zu Montaigne erschwerte, trägt dieser die Palme über den sprachlich leichter zugänglichen Autor der *Lettres persanes* auch noch an anderer Stelle davon (Pla, 2001b: 47): „Montesquieu és un autor d'una actualitat perenne, d'una lluminositat viva, d'un estil radiant, clar, esvelt, fascinator. Algunes pàgines de Montaigne encara m'agraden més, tot i ser molt més velles.“) Es ist die Urteilskraft, die für Pla an Montaigne wohl besonders vorbildlich war. Er muß an ihm den Kämpfer gegen die Scholastik geschätzt haben, der die Autorität einer Meinung nicht akzeptierte, wenn sie sich auf bloßes Herkommen stützte, und zum Selberdenken aufrief. Die Lust am Urteil ist dann auch eine Konstante von Plas Werk geworden. Montaignes Urteilskraft wird auch in folgendem Zitat hervorgehoben. Nachdem Pla von einem Vollrausch des mit ihm befreundeten amerikanischen Spanienkorrespondenten Rex Smith berichtet hat, kommt er auf Montaignes Essay über die Trunksucht zu sprechen. Er bewundert an dem Autor die kluge Gegenüberstellung von harschen Verdammungen dieses Lasters und eher versöhnlichen, verständnisvollen Positionen und lobt die Art und Weise, wie er in seinem Essay nach ursprünglicher Ablehnung des Trinkens einen Umschwung bewirkt und für Verständnis wirbt. Montaigne weiß abzuwägen und die menschlichen Verhältnisse angemessen zu beurteilen. Pla schreibt (Pla, 2001b: 332f.):

Montaigne escriví un assaig sobre l'embriaguesa. És el segon del llibre segon dels “Assaigs”. Pel meu gust, és un dels més ben girats, més ben escrits i més matisats del seu llibre immortal. Comença per fer un atac furibund contra aquest vici. L'adjectivació que utilitza és excepcionalment gruixuda. Diu que l'embriaguesa és un vici groller i

brutal. Però de seguida comença a afluir l'espessor dels adjectius i reconeix que en aquest vici la intel·ligència intervé menys que en altres. Així, en una alternació favorable o desfavorable, comprensiva o tancada –la dubitació normal origen de tota possible intel·ligència–, que dura les nou planes que formen l'assaig (en l'edició que posseeixo), acaba dient que, „encara que acceptéssim en l'home la màxima suma de prudència, no deixaria de ser home, és a dir, el més caduc, el més miserable i el més insignificant de tots els éssers“. Aquest pla inclinat que proposa Montaigne devers la comprensió és un tal prodigi de realització literària, conté una tal habilitat (secret) d'execució, que al meu modest entendre és un autèntic prodigi.

Neben der Kunst des Abwägens steht hier Montaignes Menschenbild im Zentrum. Es ist ein bescheidenes, nicht-bombastisches Menschenbild, das den Mensch nicht als triumphierende, sondern von Hinfälligkeit gezeichnete Gestalt kennt. In diesem Menschenbild ist ein weiterer Einfluß auf Pla zu vermuten. Während Plas Jugendjahren ging ein wichtiger Wechsel vor: von seinem frühen lyrisch-impressionistischem Schreiben wechselte er zu der für ihn später charakteristischen Poetik der Bescheidenheit und Schlichtheit, die sich gegen romantische Emphase und – was er insbesondere bei Eugeni d'Ors kritisierte – Gekünsteltheit abzugrenzen bemüht war. Die während jener Jahre stattfindende Beschäftigung mit Montaignes bodennaher Auffassung von den menschlichen Verhältnissen dürfte ihn in diesem Wechsel bestätigt haben. Tatsächlich notiert er im April 1918 in seinem Jahre später abgefaßten großen Tagebuch *El quadern gris* (1966) eine zentrale und nach Wiederholung verlangende Leseerfahrung, für die einerseits die Verbindung von Gelassenheit und Kurzweil, andererseits das unpräntiöse Menschenbild des gelesenen Autors zentral war (Pla, 1983: 138f.):

No em canso de llegir els „Assaigs“ de Montaigne. Hi passo hores i hores de la nit, al llit. Em fan un efecte plàcid, sedant, em donen un repòs deliciós. Trobo Montaigne d'una gràcia gairebé ininterrompuda, ple de continuades, inesgotables sorpreses. Una d'aquestes sorpreses prové, em sembla, del fet que Montaigne té una idea molt precisa de la insignificant posició que té l'home sobre la terra.

Auch als Moralist ist Montaigne Vorbild für Pla. Bei Gelegenheit einer Untersuchung des Verhältnisses von Mann und Frau gibt Pla denen, die sich für dieses Thema interessieren, kein universitäres Traktat über Psychologie, sondern die französischen Moralisten zu lesen. Montaigne führt deren Reihe an (Pla, 1974: 486f.):

Llegiu més aviat algunes novel·les, no gaires, i, sobretot, els llibres dels moralistes francesos, que són, al meu modest entendre, la flor de la literatura de França. Les persones

que aspiren a tenir una consideració de cultivades i no han llegit aquests moralistes –vull dir aquesta processó d'escriptors que va de Montaigne a Chateaubriand passant per Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère, Vauvenargues, Bossuet, Massillon, Saint-Simon, Fénelon, J.-J. Rousseau, etc.– són uns primaris, per més monogràfica i tècnica que sigui la seva especialitat.

Auch wenn Montaigne hier in einer Reihe mit anderen Moralisten erscheint, hat er doch hinsichtlich der Analyse menschlichen Verhaltens und menschlicher Charaktere von großem Einfluß auf Pla sein können. Er kämpft gegen die Ruhmessucht, erblickt die Vanitas im Innern des Menschen („nous n'y voyons que misere et vanité“; Montaigne, 1962: 979) und konstatiert den Egozentrismus als Triebfeder ganzer menschlicher Gemeinschaften, die die richtige Religion und Politik immer nur auf eigenem Boden erkennen wollen. Pla seinerseits beschreibt den „amor propri“ als zentrales Movens menschlichen Verhaltens; er beobachtet, daß das größte Gefallen des Menschen – größer noch als das Gefallen an Geld, Essen, Trinken und am anderen Geschlecht –, darin besteht, einen Zuhörer zu finden, und daß die Vanitas den Menschen dazu drängt, seine eigene Einsamkeit aufzugeben, in die Einsamkeit der anderen einzudringen und sie nicht zu respektieren.

Josep Martinell legt schließlich noch weiteren Einfluß nah. Er bemerkt zu Pla: „La seva obra no seria, probablement, la mateixa sense l'ascendent de Montaigne, que no era un home de ficcions. Era l'home del realisme vital observat amb minuciositat“ (Martinell, 1996: 79). Was Pla an dem Franzosen begeistert haben kann und beide miteinander teilen, ist ein nicht-fiktionales, gegenstandsgesättigtes Schreiben, das für Beobachtungen an Ich und Welt gleichermaßen offensteht. Überdies liebten beide das Reisen und die Beschäftigung mit der Eigenart fremder Gesellschaften. Montaignes posthum veröffentlichtes *Journal de voyage en Italie* kann gut als Vorläufer von Plas zahlreichen Reisebüchern gelten, und was Montaigne über das Reisen allgemein schreibt, hätte Pla unterschreiben können:

L'ame y a une continuelle exercitation à remarquer les choses incogneuës et nouvelles; et je ne sçache point meilleure escolle, comme j'ay dict souvent, à former la vie que de luy proposer incessamment la diversité de tant d'autres vies, fantasies et usances, et luy faire gouster une si perpetuelle varieté de formes de nostre nature. (Montaigne, 1962: 951)

Anders als für Montaigne bedeutet Welthaltigkeit für Pla auch die Aufmerksamkeit für die nächste Umwelt, d.h. die eigene Heimat Katalonien, dessen Land und Leute, Sitten und Gebräuche immer wieder im Zentrum seines schriftstellerischen Interesses gestanden haben.

Wenn keine entsprechende Selbstäußerung vorliegt, bleibt die Behauptung eines empfangenen Einflusses natürlich stets hypothetisch. Wir werden im folgenden darum lieber von Nachbarschaft reden. Es sind drei Nachbarschaften, die wir beleuchten wollen: hinsichtlich der Selbstdarstellung, des Themas der Unbeständigkeit und schließlich des nicht-bombastischen Menschenbilds, dem beide Autoren einen ähnlichen Naturbegriff gegenüberstellen.

2

Sowohl bei Montaigne als auch bei Pla nimmt Selbstdarstellung einen großen Raum im Schreiben ein. Montaigne verfaßt die *Essais* mit dem ausdrücklichen Ziel, der Nachwelt ein möglichst getreues Bild von sich zu hinterlassen. Pla legt *El quadern gris* vor und bemerkt rückblickend, es sei ihm am liebsten gewesen, wenn sein gesamtes Werk als einzige Memoirensammlung hätte gelten können. Untersucht man die Selbstdarstellung beider Autoren, fallen sowohl Differenzen als auch Übereinstimmungen auf. Montaigne kennt ein besonderes Pathos der Wahrhaftigkeit der Selbstdarstellung. Ihm, dem jede Verstellung und Lüge verhaßt war, kam es darauf an, den Leser davon zu überzeugen, daß sich ihm auch tatsächlich ein unverstellter Blick auf den Autor freigab. So weist er in der einleitenden Widmung an den Leser auf den aufrichtigen Charakter des Werkes hin: „C'est icy un livre de bonne foy, lecteur“ (Montaigne, 1962: 9) und gesteht ihm seine Bereitschaft ein, sich ihm unverhüllt zu präsentieren: „Que si j'eusse esté entre ces nations qu'on dict vivre encore sous la douce liberté des premieres loix de nature, je t'asseure que je m'y fusse très-volontiers peint tout entier, et tout nud.“ (Montaigne, 1962: 9). Im Lauf seiner Essays berichtet der Verfasser von einem Edelmann, der seinem Stuhlgang ein außergewöhnliches Interesse entgegenbrachte und diesen tagelang verwahrte. Diese Anekdote ist interessant, weil sie im Zusammenhang der Rede vom Schreiben erzählt wird. Auch die Schrift ist ein Exkrement, sie bewahrt auf, was aus dem eigenen Innersten kommt, gar das Indiskreteste ist:

Si ay-je veu un Gentil-homme qui ne communiquoit sa vie que par les operations de son ventre; vous voyez chez luy, en montre, un ordre de bassins de sept ou huit jours; c'estoit son estude, ses discours; tout autre propos luy pouoit. Ce sont icy, un peu plus civilement, des excremens d'un vieil esprit, dur tantost, tantost lâche, et tousjours indigeste. (Montaigne, 1962: 922f.)

Als Essenz des Ich bringt das Werk den Autor dem Leser schneller und genauer näher, als wenn eine langjährige Bekanntschaft die beiden verbände. Über seine Mitteilsamkeit scheint Montaigne dabei selbst überrascht: „Plaisante fantasie: plusieurs choses que je ne voudrois dire à personne, je les dis au peuple, et sur mes plus secretes sciences ou pensées renvoye à une boutique de libraire mes amis plus feaux“ (Montaigne, 1962: 959). Die Schrift teilt beides mit: das Innerste und das Beste. In einem Vergleich zwischen fleischlicher und geistiger Nachkommenschaft gibt der Autor die Vorteile der geistigen Vaterschaft zu bedenken. Zum einen ist diese Vaterschaft edler, zum andern garantiert sie eine größere Unverstelltheit der genetischen Botschaft, da bei dieser Geburt kein weiterer Elternteil interveniert. Gelingt das Produkt, fällt das Lob allein dem Vater zu:

... car ce que nous engendrons par l'ame, les enfantements de nostre esprit, de nostre courage et suffisance, sont produits par une plus noble partie que la corporelle, et sont plus nostres; nous somme pere et mere ensemble en cette generation; ceux cy nous coustent bien plus cher, et nous apportent plus d'honneur, s'ils ont quelque chose de bon. Car la valeur de nos autres enfans est beaucoup plus leur que nostre; la part que nous y avons est bien legiere; mais de ceux cy toute la beauté, toute la grace et pris est nostre. (Montaigne, 1962: 380f.)

Dem Pathos der Unverstelltheit des Ich korreliert bei Montaigne paradoxerweise gleichzeitig der Hinweis auf die Schwierigkeiten der Selbstfindung. Das Ich, das sich ganz geben möchte, kann nicht sicher sein, jederzeit über sich zu verfügen. Das Ich hat die Tendenz, sich selbst sich zu entziehen: „C'est une espineuse entreprinse, et plus qu'il ne semble, de suyvre une alleure si vagabonde que celle de nostre esprit; de penetrer les profondeurs opaques de ses replis internes... Il n'est description pareille en difficulté à la description de soy-mesmes...“ (Montaigne, 1962: 358). Montaigne weist immer wieder auf die Unmöglichkeit der Selbstpräsenz des Ich hin. So hat sich der Autor in seinem Turm ein stilles Refugium geschaffen, um zu sich selbst zu finden und sich in Ruhe zu genießen; aber sein Geist, schreibt er, führt sich auf wie ein durchgegangenes Pferd und ersinnt ununterbrochen neue Hirngespinnste, deren er sich in ihrer Zusammenhanglosigkeit nur schreibend, d.h. sukzessive, vergewissern kann. Ebenso unmöglich erscheint ihm die Selbstpräsenz, wenn er ausdrücklich die Eingelassenheit des Ichs in die Zeit bedenkt. Das Ich kann nicht bei sich selbst sein, weil es sich immer schon voraus ist und in die Zukunft vorgeift: „Nous ne sommes jamais chez nous, nous sommes tousjours au delà. La crainte, le desir, l'esperance nous eslancent vers l'advenir, et nous

desrobent le sentiment et la consideration de ce qui est...“ (Montaigne, 1962: 18). Die Darstellung des Ichs als das, was es unverstellt ist, wird auch noch durch einen weiteren Umstand erschwert: die Sprache. Jean Starobinski formuliert: „Der Essay ist laut Montaigne abwechselnd (oder gleichzeitig) eine plötzliche Enthüllung des Ichs und ein nie ans Ziel gelangendes Streben. Bald schon wird man gewahr, daß sich mit dieser Unsicherheit noch eine andere verbindet, die die Eignung der Sprache betrifft, das Sein wirklich zu benennen“ (Starobinski, 1986: 111). Die Sprache, in der sich das Ich mitteilen will, entkommt dem Bereich der Lüge und Verstellung nicht, dem der Autor den Kampf angesagt hat. Das Ich, das seine Wahrheit (und damit sich selbst) aussagen will, tritt in ein Medium der Vermittlung ein, das seine Botschaft verfälscht. So berichtet der Autor von der Erfahrung, daß er im Gespräch, wenn er in Hitze gerate oder den Widerstand eines anderen spüre, den Gegenstand seiner Rede zu dessen Nachteil aufbausche. Werde er dann jedoch nach der nackten Wahrheit befragt, sei er gleichwohl wieder imstande, sie zu geben.

Moy-mesme, qui faicts singuliere conscience de mentir et qui ne me soucie guiere de donner creance et autorité à ce que je dis, m'apperçoy toutesfois, aux propos que j'ay en main, qu'estant eschauffé ou par la resistance d'un autre, ou par la propre chaleur de la narration, je grossis et enfle mon subject par vois, mouvements, vigueur et force de paroles, et encore par extention et amplification, nons sans interest de la verité nayfve. Mais je le fais en condition pourtant, qu'au premier qui me rameine et qui me demande la verité nue et cruë, je quitte soudain mon effort et la luy donne, sans exaggeration, sans emphase et remplissage. La parole vive et bruyante, comme est la mienne ordinaire, s'emporte volontiers à l'hyperbole. (Montaigne, 1962: 1005)

Nun zu Josep Pla. Er kennt das Pathos des reinen, unentstellten Ichs nicht. Zum einen teilt er die Voraussetzung dieses Pathos, d.h. den grundsätzlichen Argwohn, daß die menschlichen Verhältnisse von Betrug und Lüge vergiftet sind, nicht. Er äußert zwar Beobachtungen zum „amor propri“, folgt aber Montaigne in dessen Radikalität nicht, die Gesellschaft wesentlich durch die Verbrämung niederer Absichten durch den Vorwand edler Motive bestimmt zu sehen. Zum andern ist Pla der Betonung des Umstands, daß der Fokus auf das Ich gerichtet wird, grundsätzlich abgeneigt. Aller faktischen Selbstdarstellung zum Trotz sucht er die sich mit Selbstdarstellung nur allzu leicht verbindende Eitelkeit mit Nachdruck zu vermeiden. Auch die Deutlichkeit, mit der Montaigne auf die Unmöglichkeit der Selbstpräsenz eines sich immer wieder entfliehenden Ichs verweist, ist bei Pla nicht zu finden. Was er allerdings sieht, ist die Unmöglichkeit

des spontanen Ausdrucks des Ichs, den er, wie Montaigne, durch den Prozeß der Vermittlung verfälscht sieht. In einer Passage des *Quadern gris* fragt sich der Autor, „si aquest dietari és sincer, és a dir, si és un document absolutament íntim“ (Pla, 1983: 292). Er überlegt, wie der Ausdruck dieser Intimität bzw. Spontanität beschaffen sein müßte, und gelangt dabei zu einem Bild, das wir von Montaigne bereits kennen: es müßte ein Ausdruck sein, der wie eine körperliche Ausscheidung unmittelbar dem eigenen Innern entstammt: „La intimitat pura, ben garbellat, deu ésser l'espontaneïtat pura, o sigui una segregació visceral i inconnexa“ (Pla, 1983: 293). Pla hält die Möglichkeit eines solchen unmittelbaren Ausdrucks jedoch für nicht gegeben. Das Individuum ist zu tief ins Medium der Gesellschaft eingelassen, um sich spontan geben zu können. So ist es zum einen die Sprache, die Tradition von Stil, Orthographie und Syntax, die einen spontanen Ausdruck verhindert (Pla, 1983: 293):

La meva idea, doncs, és que la intimitat és inexpressable per falta d'instruments d'expressió, que la seva projecció exterior és pràcticament informulable. Penseu, només, l'enorme força de deformació i de falsificació que té l'estil tradicional, l'ortografia i la sintaxi habitual, en tota temptativa de voler expressar el pensament d'aparença més senzilla, en la pretensió de descriure el més insignificant objecte.

Zum ändern kommt das Individuum nicht darum herum, Rollen in der Gesellschaft zu spielen. Pla beobachtet, daß er, wenn er in der Öffentlichkeit auftritt oder schreibt, Sentimentalität leidenschaftlich zu bekämpfen pflegt. Zugleich weiß er, daß er, wenn er für sich ist, sich gänzlich sentimental verhalten kann („Per exemple: jo tendeixo en públic, o quan escric, a combatre el sentimentalisme per pornogràfic i antihigiènic, però el cert és que personalment sóc una mena de vedell sentimental evanescent“; Pla, 1983: 293). So kann er eine Kirche betreten oder ein Buch lesen und ohne vernünftigen Grund in Tränen ausbrechen. Eine Rolle spielt er auch, wenn er damit lebt, allgemein als starke, stabile Persönlichkeit angesehen zu werden. Tatsache ist jedoch, daß er eigentlich von einer fast lächerlichen Schwäche ist. Er kann kein Blut sehen, und der Anblick trauriger Augen wirft ihn aus dem Gleis. Weil es diese Spaltung in ein Rollen-Ich und ein für sich seiendes Ich gibt, ist ein aufrichtiger, Ich-Intimität vermittelnder Ausdruck nicht möglich (Pla, 1983: 294):

L'home podria ésser sincer si fos sempre igual a si mateix: mentre sigui en públic – parlo d'un home normal – tan diferent de com és en trobar-se amb ell mateix, mentre no hi hagi entre aquests dos éssers que portem dins una solució de continuïtat, visible i permanent, l'expressió de la sinceritat és impossible.

An dieser Stelle kommt übrigens das von Montaigne bekannte Argument des Wandels in der Zeit ins Spiel: gespalten sein heißt für das Individuum, keine zeitliche Kontinuität leben zu können und, wo es sich unvermittelt geben will, zu einer Vermittlung in der Zeit verurteilt zu sein. Auch an anderer Stelle konstatiert Pla, daß sich sein Ich in eine Rolle und ein für sich seiendes Ich aufspalten kann. Während diese Spaltung bei Montaigne dem Redner widerfährt, ereignet sie sich bei Pla dem Schreibenden (Pla, 1983: 187):

Escric des de criatura, però l'escrivre és en mi una activitat artificial i sobreposada. No tinc pas una idea clara – i això sembla que passa a molta gent – del que hauria de fer en la vida, i sobretot del que em convindria. Això no obstant, aquesta afició em deforma, ha creat, dins del meu jo íntim i espontani, una persona estranya, que moltes vegades ni jo mateix no comprenc el que té a veure amb mi, tantes diferències hi constato. En virtut d'aquest desdoblament, resulta que si jo, per naturalitat, sóc un ésser feble i míser, quan tinc una ploma a la mà esdevinc dionisiac i ofensiu, entro en un estat d'exaltació silenciosa i sóc capaç de mantenir una posició fins a les darreres conseqüències.

Die Spannung zwischen Authentizität und Rolle, Spontaneität und Vermittlung spricht nicht nur aus diesen Zitaten, sondern begegnet in Plas schriftstellerischer Existenz insgesamt. Xavier Pla hat darauf aufmerksam gemacht, daß Plas höchstes Ziel stets die Identität als Schriftsteller war – der Gang von *El quadern gris* macht dies deutlich – und das Schreiben „la seva única raó d'existir“ (Pla, 1997: 185) bedeutete, daß er aber, wenn er sich nach außen darstellte, bevorzugt Masken trug. Er war der Auffassung, daß sich der Schriftsteller seinem Publikum gegenüber mit Schwächen und Defekten präsentieren müsse, um diesem die Identifikation mit ihm zu ermöglichen. So trat er auf als verschlagener Charakter, „com a pagès, com a avar, com a misogin o com algú de menyspreable“ (Pla, 1997: 151). Pla hat eine Rolle gespielt, wie Dalí eine Rolle gespielt hat (a.a.O.). Schließlich bildet sich diese Spannung auch auf der Ebene des Schreibens selbst ab. Pla wollte sich in seiner *écriture* als Antirhetoriker zeigen, der einen schlichten, familiären Stil schrieb, mit dem er sich übrigens Montaigne annäherte („Aquesta *nonbalance* estilística ... coincideix amb la ‚imperfeció‘ atribuïda als textos de Montaigne“; Pla, 1997: 107). Er formulierte gelegentlich eine Poetik der Nachlässigkeit des Stils, die die Erfahrung des Autors spontan abbilden sollte (vgl. Xavier Pla). Zugleich ließ er seine Texte immer wieder in einen Prozeß der Vermittlung eintreten: er überarbeitete sie ständig und bekannte, Texte oft mehrfach geschrieben zu haben, bis sie sein Placet fanden. Joan Fuster bemerkt hierzu: „L'estil de

Pla, malgrat la seva superfície descurada i lleugera, està construït damunt d'una tibantor i d'un esforç indefallents: les paraules culminants de cada període, el gir de cada frase, han estat calculats amb més paciència que no sabríem imaginar“ (zit. nach Pla, 1997: 96f.).

3

Eines der großen Themen Montaignes ist die Unbeständigkeit der menschlichen Verhältnisse. Die ganze Welt ist ein einziges Auf und Ab: „Le monde n'est qu'une branloire perenne. Toutes choses y branlent sans cesse: la terre, les rochers du Caucase, les pyramides d'Égypte, et du branle public et du leur. La constance mesme n'est autre chose qu'un branle plus languissant“ (Montaigne, 1962: 782). Dabei schwankt sowohl die Welt der Gegenstände als auch das Ich selbst, so daß sich das Urteil aus doppeltem Grund auf unsicherem Boden bewegt und zu keiner Gewißheit gelangt:

Finalement, il n'y a aucune constante existence, ny de nostre estre, ny de celuy des objects. Et nous, et nostre jugement, et toutes choses mortelles, vont coulant et roulant sans cesse. Ainsin il ne se peut establir rien de certain de l'un à l'autre, et le jugeant et le jugé estans en continuelle mutation et branle. (Montaigne, 1962: 586)

Das Ich schätzt einmal dieses, dann wieder jenes, und es läßt sich beobachten, daß der Mensch bei ein und demselben Gedanken unterschiedliche Empfindungen haben kann. In einer derart schwankend aufgefaßten Existenz läßt sich nichts Fixes ausmachen. Daß das Ich sich nicht in aller Ruhe selbst präsent werden kann, haben wir bereits festgestellt. Auch eine teleologische Figur läßt sich an der Existenz nicht beobachten. Das Ich geht im Alter keiner Vervollkommnung entgegen, sondern bleibt schwankend wie ein Rohr im Wind: „Il feroit beau estre vieil si nous ne marchions que vers l'amendement. C'est un mouvement d'yvroigne titubant, vertigineux, informe, ou des jonchets que l'air manie casuellement selon soy“ (Montaigne, 1962: 941f.). Ein Porträt von sich zu geben bedeutet für den Autor, jeden Anschein von Vollkommenheit zu vermeiden, auch weil sein Ich tagtäglichen Veränderungen unterworfen ist („Je ne vise icy qu'à découvrir moy mesmes, qui seray par adventure autre demain, si nouveau apprentissage me change“; Montaigne, 1962: 147). Wenn es sich darstellt, kann es kein Wesen geben, sondern nur den Übergang von Phase zu Phase:

Je ne puis assurer mon objet. Il va trouble et chancelant, d'une ivresse naturelle. Je le prens en ce point, comme il est, en l'instant que je m'amuse à luy. Je ne peints pas l'estre. Je peints le passage: non un passage d'age en autre, ou, comme dict le peuple, de sept en sept ans, mais de jour en jour, de minute en minute. (Montaigne, 1962: 782)

Die Rede von einer Existenz, die nichts Feststehendes kennt, nichts für immer Ausgemachtes, kann darum nicht belehrend, sondern nur erzählend sein: „Je n'enseigne point, je raconte“ (Montaigne, 1962: 784). Zwar rekurriert der Autor für die Lösung der Probleme auf hergebrachte Glaubensvorstellungen („me rapportant de la resolution, purement et simplement, aux creances communes et legitimes“; a.a.O), aber im Blick auf das Projekt seiner *Essais* hat er an anderer Stelle den geistlichen und den weltlichen Bereich nachdrücklich voneinander getrennt und dieses dem letzteren Bereich zugewiesen. Er stellt fest, daß die in den *Essais* niedergelegten Gedanken darum jeder göttlichen Inspiration entbehren. Was in diesem Buch ergeht, ist eine unverbindliche, für die Zuhörer offene und sie zum Nachdenken auffordernde Rede von der Existenz, die nicht belehrt, sondern von dem, was sich unbeständig vollzieht, erzählt.

„La vie est ondoyante“ – diese Montaignesche Losung erscheint laut Martinell mehr als ein Dutzendmal in Plas *Obres Completes* und wurde von Pla wohl auch häufig ins Gespräch eingeflochten. Es gibt eine Erzählung, in der diese Unbeständigkeit besonders deutlich zum Ausdruck gelangt und insgeheim das zentrale Thema darstellt: „Contraban“. Der Erzähler begleitet zwei Seeleute auf eine Meeresfahrt an die Küste des Rosselló. Wohin das Auge fällt, trifft es auf Unbeständigkeit. Das Haus, das der Erzähler gemietet hat, war von einem, der in Amerika reich geworden war, liebevoll ersonnen und erbaut worden; der Besitzer verstarb, bevor er nach Europa reisen und das Haus besichtigen konnte; seither hat es viele unterschiedliche Mieter gekannt. Die Fahrt übers Meer wird mit dem Boot „Mestral“ unternommen, das der Erzähler einmal für sich hatte bauen lassen, von dem er sich aus ungenannten Gründen aber hatte trennen müssen; nun begegnet er ihm mit gemischten Gefühlen wieder. Auf der Reise tritt die Geschichte des Rosselló, das einst zu Katalonien gehörte und nunmehr Teil Frankreichs ist, ins Blickfeld. In Portvendres hofft der Erzähler vergeblich, die hervorragende Bouillabaisse vorzufinden, die er dort vor Jahren genossen hat. Unbeständigkeit zeigt sich vor allem hinsichtlich des Schmuggels, auf den der Titel ironisch verweist, der aber bloßes Projekt bleibt bzw. nur zum Teil verwirklicht wird. So gelingt es zwar zunächst, in Frankreich ein paar Fässer Speiseöl abzusetzen, aber die Auf-

nahme von Waren, die in Spanien verkauft werden sollen, scheitert. Der Kontaktmann, der die Waren übergeben soll, erscheint wegen eines aufziehenden Mistral nicht. Das Schmugglerglück ist also nicht von Dauer. Wegen des Mistral hat man dann auch seine liebe Not, wieder die heimischen Gefilde zu erreichen. Der Mistral selbst erscheint als Urgewalt der Unbeständigkeit, als absoluter Zufall und Antagonist jeder Ordnung: „Era la prehistòria pura, la naturalesa en cru, l'atzar absolut, la transmutació de la terra i del mar. No hi havia res a fer ni res a dir: només una ànsia de recordar coses estàtiques i confortables“ (Pla, 2001a: 368).

Der Erzähler unternimmt die Reise des Reisens wegen, nicht wegen der Teleologie des Geldverdienens. Er bildet erzählend die Passage ab, nichts Feststehendes. Reines Unterwegssein ist es übrigens auch, das Montaigne auf seinen Reisen goutiert. Ihm kommt es nicht auf die Teleologie des Ankommens oder Wiederkehrens oder auf sonstige Gratifikationen an. Befragt, ob er, wenn er sich in hohem Alter auf einen weiten Weg begeben, denn nicht fürchte, nicht mehr wiederzukehren, antwortet er:

Que m'en chaut-ill! Je ne l'entreprends ny pour en revenir, ny pour le parfaire; j'entreprends seulement de me branler, pendant que le branle me plaist. Et me proumeine pour me proumener. Ceux qui courent un benefice ou un lievre ne courent pas; ceux là courent qui courent aux barres, et pour exercer leur course. (Montaigne, 1962: 955)

Erscheint der „Contraban“ betitelte Text somit als eigentlicher Gewinn der Reise – das materielle Projekt scheitert, das spirituelle gelingt –, so bleibt das Schreiben in dieser Erzählung gleichwohl einem eher schwankenden Urteil ausgesetzt. Im Stil des Moralisten konstatiert der Autor zwei grundlegende Leidenschaften des Menschen: „És trist haver-ho de dir: en tot home, per més normals que siguin les seves aparences, hi ha un gormand d'alguna cosa: d'alguna cosa espiritual o material“ (Pla, 2001a: 344). Es ist klar, welcher Leidenschaft der Erzähler (und Autor) zuneigt. Doch auch das Kriterium, dem die geistige Arbeit des Schreibens unterliegt, ist schwankend. Die beiden schmuggelnden Seeleute wissen, daß ihr Mitreisender Autor ist, verweisen auf die Arbeitsteilung zwischen Materiellem und Geistigem und meinen spöttisch: „Potser li vindria bé de venir a França, potser encara n'escriuria alguna atzagaiada“ (Pla, 2001a: 322). Vor allem ist unausgemacht, ob die saure Arbeit des Schreibens dem süßen Nichtstun vorzuziehen sei: „El cel i la terra, el mar i la muntanya, el vent i la calma, us inciten a passar el temps en nimietats menys doloroses que escriure papers intranscendents però empipadors. Es produeix aquesta

contradició: la millor manera de passar l'estona consisteix a no fer res.“ (Pla, 2001a: 318). Schließlich kann die Arbeit des Schreibens nicht unausgesetzt fortgeführt werden, weil die körperliche Konstitution des Menschen ebenfalls immer wieder ihr Recht fordert und körperliche Betätigung sogar glücklich macht (Pla, 2001a: 318):

El treball intel·lectual té aquest defecte: pot ésser molt dur; però, com que no fa suar, no elimina mai dels teixits del cos els tòxics sobrants. Les tristes i ineluctables al·lucinacions mentals gasten les fibres, però no us inciten a reposar vitalitat; un esforç físic us rejoveneix; un esforç mental us envelleix. Us entren ganas irreprimibles de suar, d'estirar una corda, de llevar uns palangres, de remar. Al vespre teniu son; el cervell rebutja qualsevol obsessió, us entra el defalliment deliciós de la felicitat.

Montaignes Auffassung von der Unbeständigkeit der menschlichen Verhältnisse wird bei Pla darüber hinaus dahingehend radikalisiert, daß, wenn sich nichts Fixes ausmachen läßt, letztlich auch Bedeutung und Notwendigkeit schwinden. Wenn alles schwankt, sind auch diese beiden Begriffe einzubeziehen. Das Einzelphänomen verweist nicht nur nicht auf eine hinter ihm liegende Bedeutung, ihm eignet auch Kontingenz. Dies zumindest wird deutlich an einem Element, dem in „Contraban“ herausgehobene Bedeutung zukommt, weil es am Anfang wie am Ende der Erzählung erscheint. Es handelt sich um ein Accessoire des gemieteten Hauses, eine alte, auf dem Kaminsims stehende Uhr, die nicht mehr funktioniert und um 5.25 stehengeblieben ist. Der Erzähler weist auf diesen Umstand hin, wobei er durch die Ankündigung, bei gegebener Zeit noch einmal darauf zu sprechen zu kommen, eine gewisse Spannung schafft: „El guarisme 5,25 m'ha quedat gravat a la memòria per una coincidència que es produí més tard i de la qual hauré de parlar“ (Pla, 2001a: 310). Am Ende des Textes heißt es dann: „En arribar a la casa del Pianc i obrir el llum del menjador, vaig veure el rellotge fictici que hi havia sobre la xemeneia. Marcava, com sempre, les 5,25. Curiós! – vaig pensar. Era la mateixa hora en què el ‚Mestral‘ havia entrat a l'estany de Salses.“ (Pla, 2001a: 373) Das Schiff tritt um 5.25 Uhr in die Lagune von Salses ein, in der kurz darauf der Mistral losbricht. Die Koinzidenz, von der hier die Rede ist, verweist jedoch auf keine Bedeutung (daß die Uhr um diese Zeit stehengeblieben ist, als der Erzähler das Haus noch nicht bewohnte, hat keine Bedeutung), sondern stellt reine Kontingenz dar. Daß die beiden Augenblicke zueinander in Beziehung gesetzt werden, streicht gerade deren Disparates heraus. Diese Koinzidenz kann erzählt werden, gehört aber einer letztlich deutungslosen, in ihren Manifestationen gleichsam immer nur forttreibenden Welt an.

Pla hat eine besondere Faszination für das Thema des Schiffbruchs verspürt. In drei Texten – „Derelictes“, „El naufragi del ‘Cala Galiota‘“, „Anàlisis d’uns naufragis“ – hat er mehrere Schiffbrüche vor der Costa Brava mit ihren unterschiedlichen Umständen dargestellt. Was ihn an diesem Thema interessiert hat, war die ihn insgesamt berührende, nunmehr ins Katastrophale gewendete Unbeständigkeit. Der Schiffbruch durchkreuzt die Teleologie der Schiffsreise. Allerdings gesteht er dem Leser solcher Geschichten – und ähnlicher Geschichten von Krieg und Revolution – zu, daß für deren Rezeption ein gewisser Komfort und eine gewisse Beständigkeit vonnöten sind:

Són coses que no agraden gaire per a ésser viscudes; més aviat gens, per dir-ho clar. En canvi, els relats sobre les truculències que intermitentment han agitat el món són molt agradables, sobretot si ben escrits i si es llegeixen a l’hivern, quan fa fred, a la vora del foc o al llit, sentint caure la pluja i xiular el vent. (Pla, 2001a: 425)

Bei aller Aufmerksamkeit für die Unbeständigkeiten der Welt kennen beide Autoren hinsichtlich ihrer persönlichen Auffassungen aber auch das Gegenteil, nämlich eine gewisse Beständigkeit. Montaigne spricht es deutlich aus: „Or de la cognoissance de cette mienne volubilité j’ay par accident engendré en moy quelque constance d’opinions, et n’ay guiere alteré les miennes premieres et naturelles. Car, quelque apparence qu’il y ayt en la nouvelleté, je ne change pas aisément, de peur que j’ay de perdre au change“ (Montaigne, 1962: 552). Wie er im Folgenden schreibt, sind es vor allem religiöse Überzeugungen, in denen er Standhaftigkeit beweist. Er ist stolz, daß ihm dies in einer Epoche der konfessionellen Spaltungen und des Wandels gelingt. Auch wenn er angibt, sich nicht als Wesen, sondern immer wieder nur als Übergang von Phase zu Phase darstellen zu können, so nimmt er den theologischen Bereich doch von solchen Schwankungen der Existenz aus. Auch Pla hat Überzeugungen, auf die er immer wieder rekurriert und denen er treu bleibt. Hier ist in erster Linie sein Materialismus zu nennen. Auch wenn in „Contraban“, wie wir gesehen haben, neben der Möglichkeit zur materiellen Leidenschaft gleichberechtigt auch diejenige zur spirituellen gegeben ist, und auch wenn sich in der genannten Erzählung an einer Stelle eine gewisse Deutungslosigkeit als Befund eingestellt hat, so neigt er in seinem Werk doch immer wieder dem Materialismus zu. In der Erzählung „Un viatge frustrat“ schreibt er diese Grundhaltung dem katalanischen Volk insgesamt zu: „En altres llocs, l’origen de moltes coses pot ésser espiritual; ací, la causa de gairebé tot és sempre el

pes de la matèria“ (Pla, 2001a: 115). Mehrfach gibt er an – darin übrigens Nietzsche folgend –, die Ernährung präge die Mentalität der Individuen. In *El quadern gris* sieht er nicht nur das eigene geistige Leben, sondern sogar dasjenige ganzer Völker von der Nahrung bestimmt:

L'absorció de sardines a la brasa produeix en el meu organisme una intensa segregació sentimental. Les sardines em fan regalimar els sentiments, m'afebleixen la raó i poblen la meva imaginació de formes plenes de gràcia. Aquest fenomen és en mi tan objectiu que de vegades he pensat si els estats d'esponjament sentimental i poètic dels celtes no podrien provenir de la importància que en la seva alimentació tenen les sardines. (Pla, 1983: 160)

4

Wir haben von einem nicht-bombastischen Menschenbild gesprochen, das Pla bei Montaigne entdeckt und für sich selbst aufgreift. Um dieses Menschenbild zu präzisieren, scheint es sinnvoll, auf den Begriff der Selbstentmächtigung zu rekurrieren, den Bernhard Teuber in Hinsicht auf Montaigne verwendet. Auch wenn das 16. Jahrhundert „wesentlich als eine Phase der enthusiastischen Ermächtigung des Herrschers, des sich seiner Würde bewußtgewordenen Menschen, kurzum: des Individuums zu sehen“ ist (Teuber, 2000: 105), so steht Montaigne zu dieser Entwicklung quer. Er zieht sich in seinen Turm zurück, um dem Druck der realen Machtverhältnisse zu entgehen, er schreibt seine *Essais*, um aller dabei erzielten Selbstkonstitution zum Trotz eine rhetorische Auseinandersetzung zugunsten eines schwachen, entmächtigten Menschen zu führen. Es sind drei Apologien, auf die Teuber aufmerksam macht, um Montaignes Strategie der Entmächtigung aufzuzeigen. Die erste Apologie ist diejenige des Phallus. Dem Phallus wird zum Vorwurf gemacht, daß er unregierbar sei und losgelöst vom menschlichen Willen in Erscheinung trete bzw. umgekehrt den Dienst versage. Für Montaigne ist das schwächelnde Glied jedoch kein Sonderfall der menschlichen Natur. Er macht es zur Personifikation des menschlichen Leibes, ja des Menschen überhaupt, indem er darauf verweist, daß auch der Wille unbotmäßig ist und von der menschlichen Vernunft unabhängig agiert. Die zweite Apologie ist die des Raymond Sebond, der das gesamte zwölfte Kapitel des zweiten Buchs gewidmet ist. Montaigne verteidigt die Schriften des Theologen Sebond, auch wenn er ihnen schwache Positionen zuweisen muß; vor allem rückt er Sebonds Gegnern zu Leibe, indem er sämtliche Gewißheiten der etablierten Wissenschaften von einer radikal skeptischen Warte her in Frage stellt.

„Sollte in Montaignes Welt die Macht auf solche Dispositive gegründet sein, dann werden diese nun systematisch erschüttert (*secouer*) und ausgehebelt“ (Teuber, 2000: 121). Die einzig erreichbare Position ist die der machtlosen Skepsis. Die dritte Apologie ist schließlich die des Sokrates. Der Grieche, der bei der Verteidigungsrede vor seinen Richtern auf jede rhetorische Kunst verzichtet, wird zur Figuration der Entmächtigung und zur *persona* Montaignes. Schließlich ist auch noch auf Montaignes Sprachwahl hinzuweisen. Er verzichtet auf die „starken“ Sprachen Latein und Griechisch, um sich einer „schwachen“, in ihrer Entwicklung un abgeschlossenen Sprache wie des Französischen zu bedienen. „Damit werden die *Essais*, abgefaßt in einer absichtlich schwachen Sprache, zu einer schwachen Gattung, die dem Spiel der Macht und der Stärke nicht zu trotzen, sondern auszuweichen sucht“ (Teuber, 2000: 126).

Nun muß man allerdings feststellen, daß es bei Montaigne gleichwohl einen gewissen Grad an Ermächtigung gibt, oder, vielleicht besser gesagt, das Paradox einer Ermächtigung ohne Bemächtigung. Eine Konsequenz der Beschäftigung mit Philosophie ist die Gesundheit der Seele und des Leibes. Diese Gesundheit läßt das Subjekt nicht als schwach erscheinen, sondern zeigt es im Vollbesitz seiner Kräfte:

L'ame qui loge la philosophie doit, par sa santé, rendre sain encores le corps. Elle doit faire luire jusques au dehors son repos et son ayse; doit former à son moule le port extérieur, et l'armer par consequent d'une gracieuse fierté, d'un maintien actif et allegre, et d'une contenance contente et debonnaire. (Montaigne, 1962: 160)

Der Ausdruck von dem liebenswürdigen Stolz, der dem Äußeren des in seiner heiteren Wahrheit lebenden Philosophen eignen soll, bekundet das genannte Paradox einer Ermächtigung ohne Bemächtigung ebenso wie die gleichzeitige Bezeichnung der Tugend, die der Philosoph erreichen kann, als „triumfante“ und „amoureuse“ (Montaigne, 1962: 161). Diese Tugend ist eher auf einer fruchtbaren Ebene als im spröden, kahlen Gebirge zu finden; sie kündigt nicht von der Natur der Macht, wohl aber von der Macht der Natur.

Auch Pla hat einem triumphalistischen Schreiben eine Absage erteilt. Sein Werk sucht eine *Imago Mundi* zu geben, von der jedoch gilt: „No podrà pas ésser inclosa en el recinte de la literatura bufada, retòrica i triomfalista. Més aviat serà una cosa per a cada dia, una escriptura insignificant“ (Pla, 2001a: 8). Darüber hinaus hat er zu seinem Ausdruck das Katalanische gewählt, eine „schwache“ Sprache, die von mächtigeren Sprachen bedroht und noch ungenügend kodifiziert war.

Gleichzeitig hat Pla in der seelischen und körperlichen Gesundheit ein Gegengewicht zur bloßen Entmündigung gesehen. Das Zusammenspiel beider Elemente hat er in einer Passage aus den *Notes per a Silvia* verdeutlicht. Er bekennt sich dort zum Zynismus in dessen antiker Bedeutung – einer Tradition ebenso der Entmündigung wie der Lebendigkeit. Diogenes wird an dieser Stelle zwar nicht erwähnt, aber er ist der Urvater des antiken Zynismus. Er predigte die Bedürfnislosigkeit und lebte darin die „Ironie gegen die gesellschaftliche Arbeit, die über das notwendige Maß hinausgeht und bloßer Machterweiterung dient“ (Sloterdijk, 1983: 305f.). Wie die Anekdote seiner Begegnung mit Alexander zeigt, den er barsch aufforderte, ihm aus der Sonne zu gehen, hatte er zu den Mächtigen dieser Welt ein eher abgekühltes Verhältnis. Im Sinne des Diogenes verteidigt Pla den Vorrang des Lebens vor der Kultur, eine Verteidigung dies, die durch Humor vollzogen wird. Denn es ist Gesundheit, die ihn – neben der Überlegung – zur Position des Zynismus geführt hat. Weil er bis ins hohe Alter gesund war und sich immer für gesund gehalten hat, ist seine Literatur frei von Kränklichem:

És, per aquesta raó, potser, que la meua literatura no és mai malaltissa, ni febricitant, ni mortuòria. Jo he estat un escriptor de l'escola de la vida. La meua literatura ha estat titllada de cínica. És possible. No he pas estat un cínic espontani i bèstia. Hi he arribat per raonament. El contrast entre la limitació de l'espècie humana i la literatura que s'ha construït sobre aquesta espècie, retòrica, triomfalista i falsa, m'ha portat a veure les coses des d'un punt de vista cínic – en el sentit antic de la paraula. Les persones que han arribat al cinisme a través d'una malaltia són escasses. Jo hi he arribat a través de la salut. De seguida que vaig constatar el contrast insoluble, fenomenal, entre vida i cultura, em vaig passar la vida fent un petit somriure. És l'humorisme d'avui, que no és més que una forma, més aviat somnolenta, del cinisme antic. (Pla, 1974: 552)

Es gibt ein Wort, das einen Zustand der Selbstentmündigung meint und das Pla häufig verwendet: „badar“. „Badar“ meint einen Zustand, in dem das Subjekt von seinen geistigen und willensmäßigen Fähigkeiten gleichsam zurücktritt. Sowohl seine Aufmerksamkeit als auch sein Wille büßen an Gerichtetheit ein. Das Subjekt gibt sich den Dingen hin, praktiziert nicht den Zugriff auf sie. In diesem Sinn findet sich folgende Definition von „badar“ im Internet:

Té difícil traducció a d'altres llengües: distraerse, embobarse, estar en la babia o en las batuecas, to be lost in wonder, verblüfft werden, zerstreut sein... Badar vol dir desconectar, deixar-se endur per la realitat, fondre's amb el paisatge, perdre el control neocortical del nostre cervell... S'assembla al somieig, però la diferència rau en què el badar

està lliure de qualsevol interferència interior. Bado quan m'abandono al batec de les coses sense interposar-m'hi. En certa manera, es tracta d'una aniquilació momentània de l'ego conscient. Badar és trobar-se sense objectius, interrompre la dinàmica intencional dels nostres actes...

Diese Geistesabwesenheit faßt Pla in folgende Worte: „Els badocs més importants, més absoluts, més químicament purs, són els que baden mirant a terra“ (Pla, 1983: 190). Dabei herrscht das Subjekt nicht, sondern es wird beherrscht. Von den Auswirkungen des Anblicks des Meeres auf den menschlichen Geist heißt es: „Hom queda badant, fascinat, dominat“ (Pla, 1983: 237). Auch an sich selbst beobachtet Pla die Praxis des „badar“. Er sieht sich in seinen jungen Jahren durch den Widerspruch charakterisiert, daß er einerseits etwas im Leben erreichen möchte, andererseits aber keine entsprechenden Anstalten macht und lieber „schwache“ Tätigkeiten wie Plaudern, Herumstreunen, Nachsinnen und Träumen („badar“) ausübt. Das Ich zieht sich aus den Bereichen zurück, in denen es seine Macht erweisen könnte (Pla, 1983: 125):

Voldria ésser a tot arreu i no em moc mai de casa. Ho voldria abassegar tot i en realitat tot m'és indiferent. Voldria tenir diners, i a la primera dificultat torno enrera. Voldria, voldria... Voldria què?

Amb aquest temperament, què podré fer en la vida? ¿Faré alguna cosa més que enraonar, passar, badar, deliberar, fugir? Em passa el mateix que a aquest llauner de Palafrugell que un dia em deia:

— ¿Sap el que faig quan no em puc girar de feina, quan m'estiren per tots cantons? Doncs ara l'hi diré: me'n vaig a dormir...

Zu der Geringschätzung der Selbstermächtigung, zu der sich Pla aufgrund seines Temperaments hingezogen fühlt, ruft er an einer Stelle sogar ausdrücklich auf. Gegen das in der Gesellschaft allzu weitverbreitete Streben nach Cleverness, das die Individuen danach trachten läßt, über alles Bescheid zu wissen und dieses Wissen zu den eigenen Gunsten auszunutzen, setzt er als Gegenmittel die Praxis des „badar“: „En un país que com un tot vol fer sempre el viu i on el més gran elogi que es pot fer d'un home és proclamar que és més viu que la tinya, potser la qüestió consisteix a aprendre, deliberadament, de badar“ (Pla, 1983: 64).

Gleichwohl findet sich auch innerhalb des Gebrauchs des Worts „badar“ ein gewisses Gegengewicht gegen die Entmächtigung. Es gibt eine Passage im *Quadern gris*, in der diese Gegenteiligkeit deutlich wird. Pla evokiert einen Frühlingsabend in der Kleinstadt. Die Schwalben kreischen, ein paar wenige Passanten gehen Milch holen, aus einer Schmiede dringt

Gehämmer, man hört die monotonen Übungen eines Violinschülers, der Himmel weist gen Westen einen zarten Orangeton auf. Dieser Szenerie korreliert die Praxis des „badar“ (das Verb erscheint in der drittletzten Zeile des Texts). Diesmal ist sie jedoch negativ bestimmt. Der Träumende verspürt Tristesse, innere Leere, Lebensschwäche und die Auflösung des Ichs. „Badar“ ist eindeutig ungesund: „badar... desfà els nervis“. Auch der Geruch der Akazien ist „mòrbid“, die Übungen des Geigenspielers sind „esblaimats“ und erklingen „d’una manera desinflada“. Gegen dieses Kränkeln wird dann aber das Gegenbild eines gesunden bäuerlichen Lebens gesetzt. Sowohl die Schönheit der Nützlichkeit als auch die Kraft der gedeihenden Natur der Gemüsegärten sind Zeichen für eine gewisse Ermächtigung im Gesunden. Beides vereint sich in der Fruchtbarkeit („esplets“), die die agonale Abendstimmung zu vertreiben vermag. Wie bei Montaignes Tugend findet sich jedoch auch in den Gärten Plas keine Übermächtigung. Natur ist straff („tibantor“) und flexibel („flonjor“) zugleich, das strotzende Grün führt den Verstand zu „suavitat“ und „repòs“. In der Anschauung der bäuerlichen Tätigkeit begegnet der menschliche Geist der Bestimmtheit und Gerichtetheit wieder, aber er bleibt kontemplativ. Mehr noch – Pla korrigiert sich sogar: das Einzige, was ihn aufbaue, notiert er, seien die Gemüsegärten, dann verbessert sich: es ist das Einzige, was ihn zerstreut. Hier gibt es keinen Selbstverlust mehr wie im „badar“, doch auch der Ermächtigung bleiben klare Grenzen gezo-gen. Pla schreibt (Pla, 1983: 144f.):

Tarda de primavera, magnífica. Hora baixa. Les orenetes xisclen a les cornises de les cases. Poca gent al carrer. Tres o quatre persones que vénen, amb el pot d’alumini, de cercar la llet. Les acàcies, florides de la petita flor blanca, fan una olor mòrbida, una mica trista. Se sent –carrer avall– el picar dels martells a l’enclosa del ferrer. Tres o quatre portes més enllà de casa, el fill del lampista, amb la finestra oberta, fa els seus monòtons, inacabables exercicis de violí, esblaimats. No hi ha res més eficaç per a posar pell de gallina que sentir un violí d’una manera desinflada. El dia s’ha allargat. El cel de ponent té un color de taronja molt tènue –com el so del violí del lampista–, aquest color que d’una manera gairebé inconscient em sembla la quinta essència de la cursileria. És el color de fons de les estampetes.

Quan arriba aquest temps em demano d’on em deu provenir la desfibració, la buidor que sento en el cor in en l’esperit.

En aquests capvespres de primavera una de les poques coses que em construeix –vull dir que em distreu – és la contemplació d’un hort, com els qui hi ha pels voltants de la vila. Admirablement cultivats, són unes pures, exquisides delicadeses de feina. Sento el caminar compassat d’un vell animal fent rodar una sínia mal untada, que carrisqueja. És la pobra música d’una pobresa il·lusionada per les verdures tendres. Un home, manotejant amb la corda d’un pou, emplena un safareig. Un vailet, amb l’aixada a la mà,

passa una rega. En aquests horts hi ha una frescor que ve de la terra. La verdor de les fulles, la tibantor de la saba, la flonjor dels teixits vegetals, semblen donar suavitat i repòs a l'enteniment. La força dels esplets combat l'agonia de la llum i del dia.

Mirar el cel, sentir les orenetes, badar, contemplar la vaguetat de la vida de les coses, desfà els nervis. La joventut és trista perquè en aquesta edat només es té receptivitat –em penso– per a les coses inconcretes, és a dir, per al no-res.

Bibliographie

- Bonada, Lluís (1991): *Josep Pla*, Barcelona: Empúries.
- Martinell, Josep (1996): *Josep Pla vist per un amic de Palafrugell*, Barcelona: Destino.
- Montaigne, Michel de (1962): *Oeuvres Complètes*. Textes établis par Albert Thibaudet et Maurice Rat, Paris: Gallimard.
- Pla, Josep (1974): *Notes per a Sílvia (Obra completa; 26)*, Barcelona: Destino.
- (1983): *El quadern gris. Un dietari (Obra completa; 1)*, Barcelona: Destino.
- (2001a): *Aigua de mar (Obra completa; 2)*, Barcelona: Destino.
- (2001b): *Notes disperses (Obra completa; 12)*, Barcelona: Destino.
- Pla, Xavier (1997): *Josep Pla, ficció autobiogràfica i veritat literària*, Barcelona: Quaderns Crema.
- Sloterdijk, Peter (1983): *Kritik der zynischen Vernunft*. Bd. I, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Starobinski, Jean (1986): *Montaigne. Denken und Existenz*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Teuber, Bernhard (2000): „Figuratio impotentiae – Drei Apologien der Entmächtigung bei Montaigne“, in: Behrens, Rudolf/ Galle, Roland (eds.): *Konfigurationen der Macht in der frühen Neuzeit*, Heidelberg: Winter, 105–126.